

Der Geschmack von Blau: Was ich weiß, seit ich nichts mehr sehe.

Thomas Dörken-Kucharz: „Liebe Hörerinnen und Hörer, ich begrüße Sie ganz herzlich zur Sendung „Feiertag“. Ich bin Thomas Dörken-Kucharz, und heute nicht allein im Studio, sondern begrüße hier ganz herzlich die Autorin Susanne Krahe. Guten Morgen!“

Susanne Krahe: „Guten Morgen!“

Thomas Dörken-Kucharz: „Frau Krahe ist Theologin und Schriftstellerin, und sie ist blind. Sie hat zahlreiche Bücher, Hörspiele und Radiobeiträge verfasst und zuletzt auch ihre Autobiografie geschrieben. Um die soll es heute gehen.

Frau Krahe, wie kommen Sie im Alter von 50 Jahren dazu, Ihre Autobiographie zu schreiben. Ist das nicht ein bisschen früh?“

Susanne Krahe: „Nun ich weiß ja nicht, wie lange ich leben werde, und ich wusste es auch nicht in dem Moment, wo ich mich entschloss, die Biografie zu schreiben. Und ich hatte das Gefühl, dass ich zu meinem 50. Geburtstag – was ja immer so ein Einschnitt in einer Biografie ist – die Kraft hatte, und auch den langen Atem, um eine Autobiografie zu schreiben, und mich verschiedenen Stationen in meiner Lebensgeschichte zu stellen, und ich will es dann jetzt auch versuchen. Was ich überhaupt nicht wollte, nie wollte, das ist mit einer Biografie so eine Art Bilanz ziehen, eine endgültige Bilanz, und damit nichts mehr offen lassen.“

Thomas Dörken-Kucharz: „Sie sind vor 20 Jahren erblindet. In ihrer Biographie, und das hat mich da sehr beeindruckt, schildern Sie sehr literarisch Ihren Abschied aus dem Leben als Augenmensch. Das, denke ich, sollten wir uns anhören.“

Drei Monate Hoffnung, drei Monate Sehnsucht, drei Monate Angst gingen exakt an meinem dreißigsten Geburtstag zu Ende.

Nach endlosen Prozeduren zur künstlichen Lebenserhaltung meines Sehvermögens, nach Cortisonspritzen in den Augapfel, spitzen Nadelstichen in die Augenwinkel, Zertrümmerung meiner Linsen, Absaugen meiner zertrümmerten Linsen, stundenlangen Laserbehandlungen – Schüssen in die blutende Netzhaut, die nur weitere Blutungen auslösten –, operativer Entfernung des eingebluteten, getrübten Glaskörpers, Infusionen zur Drucksenkung, nach ärztlicher Zuversicht, Optimismus, Kopfschütteln, Resignation und ratlosem Achselzucken stand endlich fest, dass es kein Wiedersehen mit mir selbst und den anderen gab. Mein Gesicht würde mir in keinem Spiegel mehr begegnen, mein Horizont war zugemauert. Während meiner Geburtstagsfeier in einer kleinen, bedrückten Tischrunde lösten sich die hellen, konturenlosen Gesichter meiner Gäste auf und verschwammen in einer farblosen Suppe.

Thomas Dörken-Kucharz: „Frau Krahe, wie haben Sie denn danach überhaupt ins Leben zurück gefunden?“

Susanne Krahe: „Ich musste als frisch erblindete Frau zwei Dinge erst mal realisieren. Erstens: Mein Leben war nicht zu Ende; nur meine Pläne, die ließen sich nicht fortführen, also das, was ich mir von meinem Leben vorgestellt hatte, dieser Teil war zu Ende. Und zweitens: Die Welt war noch da, obwohl ich sie nicht mehr sah. Das versteht man als frisch erblindeter Mensch nicht sofort. Dazu braucht man ne Zeit und man braucht so einige Phasen, die man durchlaufen muss. Die erste Phase würde ich so nennen... das war so etwas wie Trauerarbeit. Ich hab viele Wochen lang mein verlorenes Augenlicht beweint und betrauert, und mich ganz in mich selbst zurück gezogen. Irgendwann hab ich mir dann aber überlegt, dass ich ja nicht nur was verloren hatte, sondern ich hab mich auch gefragt, was denn noch geblieben war, und wie es weitergehen könnte. Und das war der Moment, wo ich mich sozusagen nach vorne ausgerichtet habe. Das fängt an mit einem Lernen von ganz elementaren Dingen. Man lernt, sich abzutasten, um festzustellen: Wo fange ich an, wo höre ich auf? Man lernt das Essen, man lernt, sich anzukleiden. Dann geht es schon ein Stückchen weiter nach Draußen. Man versucht, seine Wohnung wiederzuerkennen, indem man an der Wand entlang sich tastet. Irgendwann möchte man ja dann auch die Welt, von der man nur theoretisch weiß, dass sie noch da ist, spüren, und geht aus der Haustür raus nach Draußen. Das macht auch erst mal Angst – und ist doch in dem Moment unheimlich wichtig, dass man diesen Schritt wagt. Ich bin dann auch sehr schnell schon auf Reisen gegangen; einfach, um diesem engen Horizont, in den ich da gerutscht war..., ja, der Horizont ist ja so eng bei einem blinden Menschen, dass er sozusagen noch vor der Nasenspitze endet. Und um diese kleine Kammer aufzusprengen, fand ich es immer wichtig, zu reisen, soweit das möglich ist. Es gibt aber noch einen anderen Punkt, der mir auch sehr zurückgeholfen hat in das Leben. Das war der Zufall, dass meine Erblindung zusammenfiel mit den ersten Fortschritten in der Blindentechnik auf das Basis der ganzen „Computerei“, nenn’ ich das mal. Ich brauchte nicht mehr die Blindenschrift zu lernen. Ich konnte von Anfang an mit Sprachausgaben arbeiten, die ich durch meinen Computer bedienen konnte. Aber ich konnte dann doch mit Hilfe dieser Technik genau das weiter machen, was ich immer am liebsten gemacht hatte, und das war Lesen und Schreiben.“

Thomas Dörken-Kucharz: „Sie sind Theologin. Sie hätten auch Pfarrerin werden können, wollten das dann aber schon gar nicht mehr. Jetzt meine Frage: Was bedeutet Ihnen denn das Schreiben? War das nur Ihr Rettungsanker, sind Sie darauf gestoßen?“

Susanne Krahe: „Nein, das war nicht mein Rettungsanker. Ich habe auch vor meiner Erblindung geschrieben. Und ich glaube, ich habe nur durch das Schreiben die Möglichkeit, meine Theologie, wie sie für mich immer wichtig war, auch zu realisieren. Für mich war Theologie wichtig, wo sie Denkarbeit, Deutearbeit, Lesearbeit und Schreibarbeit war. Und das genau bedeutet mir mein Schreiben: Das ist meine Art, Theologie zu praktizieren.“

Thomas Dörken-Kucharz: „Mich hat in Ihrer Autobiografie auch sehr beeindruckt, wie sie bei allem, was Ihnen da widerfahren ist – Krankheit, Erblindung – wie Sie da Glaubensfragen interpretieren. Eine Passage in ihrem Buch hat es mir ziemlich angetan, und ich finde, die sollten wir jetzt mal hören:“

„Hast du nie mit deinem Gott gehadert?“ Diese Frage liegt besonders nahe, wenn die Befragte von Beruf Theologin ist. Theologie ist Gottessuche. Sie ist eine Wissenschaft, in der ich gelernt habe, die richtigen Fragen über Gott und die Welt zu stellen, keinem Fragezeichen mit einer Antwort den Hals zu brechen, die Geheimnisse auf behutsame Weise offen zu halten. (...) Die Welt war verschwunden. Und jetzt krümmte sich die gelernte Theologin dreiundzwanzig von vierundzwanzig Stunden am Tag auf ihrer Matratze zusammen wie ein ausgeschabter Embryo. Die professionelle Gottessucherin biss sich in ihrer Aussichtslosigkeit ins eigene Fleisch, um zu spüren, dass Beine und Arme noch da waren. Ja, sie waren noch da. Ja, ich schmeckte so wie früher. Ich nahm mir alles Recht der Welt, meine ersten blinden Tage im Bett zu verbringen, um nur meinen Körper, seine Grenzen, seine Nerven zu erproben. Natürlich fiel mir auch mein Konfirmationsspruch ein. „Ich bin das Licht der Welt“: wie zynisch, wie ironisch. In einem meiner theologischen Seminare hatte ich gelernt: „Die Erschaffung des Lichts ist die Erschaffung der Zeit.“ Aber ich hatte keinerlei Lebenserfahrung mit diesem Satz verbunden. Erst als meine persönliche Sonne für immer unterging, bekam ich zu spüren: Mit dem Licht ging der Rhythmus von Tagen und Nächten verloren. Die Zeit musste neu erfunden werden. Und meine Theologie? Musste auch mein Glauben und Denken neu erfunden werden?

Eines Morgens stapfte mein Vater mit schweren Schritten zu mir, dem Embryo auf der Matratze, hinauf und brachte das ganze Treppenhaus zum Dröhnen. Sein schwerer Körper baute sich vor mir auf. Dann schnauzte der Mann mir entgegen, was er für den Beweis meiner falschen, gescheiterten Lebensentscheidung hielt: „Jetzt kannst du ja mal deinen Gott fragen, was dieses Elend zu bedeuten hat! Ich kann dir jedenfalls keine Antwort geben. Ich nicht.“

Hatte er ernsthaft geglaubt, dass alle, von denen er argwöhnte, sie stünden mit Gott auf du und du, vom Schaden verschont und vom Unglück übersehen, vom Pech links liegen gelassen werden?

Thomas Dörken-Kucharz: „Frau Krahe, Sie halten trotz dem, was Ihnen widerfahren ist, an Gott fest. Wie hat sich denn Ihr Gottesbild, Ihr Glaube dadurch geändert?“

Susanne Krahe: „Erstaunlicher Weise hat er sich so furchtbar durch die Erblindung nicht verändert. Das liegt sicher daran, dass ich auch als Theologin, als Theologiestudentin Gott nicht als – ich sag mal – „Kuschelgott“ aufgefasst habe. Für mich gehört zu Gott, dass er in gewisser Hinsicht eine Zumutung ist, eine Herausforderung, dass er rätselhaft ist, dass er uns Probleme macht, dass er Ecken und Kanten hat. Das war für mich immer so, war aber mehr oder weniger zum Zeitpunkt meines Studiums nur Theorie, und etwas abstrakt war es auch. Genauso gut, wie eine der Zuschreibungen der Hebräischen Bibel ist ja seine Unsichtbarkeit, seine Unberechenbarkeit. Das war mir sehr klar, aber es war trotzdem noch sehr abstrakt. Und durch meine Lebensgeschichte, durch die Erblindung auch besonders, wurde mir diese Unsichtbarkeit Gottes und seine Unberechenbarkeit... ja, die kam mir sozusagen hautnah. Ich möchte mal sagen: Mein Gottesbild hat sich durch die Erblindung konkretisiert. Auch Jesus war für mich nie wichtig, wo er der heilende Wundermann war. Wichtig war der Jesus, der sich mit den Leidenden solidarisiert, der Jesus, der am Kreuz nach Gott schreit „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Der war für mich wichtig gewesen. Und jetzt war natürlich dieses Leiden, was ich dann selber erfahren habe, ´ne Art Probe, ob ich daran weiter festhalten konnte. Und das ging. Das hat geklappt.“

Thomas Dörken-Kucharz: „Also, Sie haben es einmal so ausgedrückt: Wie Paulus sagt, dass Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist, und ich hab das so verstanden, dass Sie sich damit auch selbst meinen, und ich finde, das spürt man auch in Ihrer Biografie. Da gibt es so viele, bewegende Stationen, auf die wir hier nicht alle zu sprechen kommen können; der frühe Tod Ihres Bruders zum Beispiel, oder das Thema Organtransplantation, das ich auch sehr spannend finde. Eine Sache, ein etwas leichteres Thema, nämlich das der Freundschaften, sollten wir noch besprechen. Es durchzieht Ihre Biografie von vorn bis hinten. Manche Freundschaften sind über die Erblindung zerbrochen, manche haben gehalten, andere sind neu hinzu gekommen.

manche haben gehalten, andere sind neu hinzugekommen. Die für mich erheiterndste Freundschaftsszene aus Ihrem Buch hören wir jetzt: Die Szene gefällt mir auch deshalb so gut, weil ich das selbst mal für zwei Stunden ausprobiert habe mit einem blinden Freund.“

Was man sieht, wenn man nichts sieht, möchten wenige Menschen ausprobieren. Ute gehörte zu diesen seltenen Exemplaren, denen Blindheit nicht von vornherein Angst machte. Sie war neugierig. Eines Tages überreichte sie mir eine selbst gebastelte Brille aus schwarzer Pappe. Licht fand keinen Durchgang zum Auge, nicht mal an den eigens abgedichteten Rändern des Rahmens. Die Idee: Ute wollte sich mit dieser Blindenbrille für 24 Stunden ins Abenteuer des Nichtsehens stürzen, ich sollte Führerin, Begleiterin und Trösterin auf dieser Reise durch meine Welt sein. „Leihst du mir deinen Blindenstock?“

Da ich den langen, weißen Stab so gut wie nie benutze, überließ ich ihn Ute mit Vergnügen.

Meine Haushälterin führte nun nicht nur eine, sondern gleich zwei blinde Frauen zur besten Pizzeria der Stadt. (...) Ich war gewohnt, dass meine jeweilige Begleitung mir die Speisekarten vorlas. Zwei Blinde ohne Begleitung mussten sich auf den Kellner verlassen, der sich irritiert durch die übergroße Auswahl arbeitete. Nach der Bombardierung mit vielleicht zwanzig Gerichten musste Ute zugeben, dass sie kein einziges mehr im Gedächtnis hatte. Die Technik, sich gezielt nur solche Speisen einzuprägen, die beim ersten Hören sympathisch klangen, hatte sie noch nie geübt.

„Salat mit Hähnchenbrust“, bestellte ich. Es würde einfach zu essen, da mit der Gabel aufzuspießen sein. Ute wollte lieber etwas Überbackenes. Dann kam das Essen, und meine Freundin ging in der heißen Auflaufform verloren. Käsefäden schlangen sich wie brüchige Lianen von den Nudeln über die weich gesottenen Beilagen und das Fleisch zu einer klebrigen Gabel, die die heißen Bissen auf die Brust oder das Tischtuch kippte, bevor der Mund zuschnappen konnte. (...)

Die größte Herausforderung war aber nicht das Essen für Blinde, sondern die Blinden, die nach dem Essen die Rechnung verlangten, ungeprüft bezahlten und den Herrn Ober baten, ein Taxi zu rufen. Der Wagen wartete auf der Straße, der Kellner musste die Frauen durch die enge Tür, die engen Treppen hinab ins enge Auto begleiten, „eine nach der anderen, zusammen geht nicht“. Dann der Taxifahrer. Das pure Entsetzen saß auf seinen Stimmbändern, als er fragte, wohin wir wollten. Eine Blinde, ja, so etwas kannte er. Aber zwei? Wie sollte er zwei Blinde zur Haustür führen?

Ein Funkruf trieb ihn zur Eile. „Es dauert noch!“, schrie er der Zentrale zu. „Was ist denn da los?“ Er stotterte herum, denn hinter ihm, das war ihm bewusst, spitzten sich vier Blinden-Ohren und belauschten seine Antwort. „Die beiden Damen hier ... die muss ich ... die ... na, die muss ich begleiten.“ „Was haben die denn?“ Kurze Antwort: „Die können nichts selbst. Gar nichts können die selbst.“

Thomas Dörken-Kucharz: „Frau Krahe, Ute war ein Glücksfall, andere haben sich von Ihnen zurückgezogen, andere Freunde. Können viele Sehende mit Blindheit nicht umgehen, oder woran liegt das?“

Susanne Krahe: „Ich kann ja nicht ausschließen, dass es auch an mir liegt – oder lag -, oder an meinem Charakter. Was ich lange Zeit unterschätzt habe, besonders kurz nach der Erblindung: Dass ich zwar blind war, aber dass ich mich als Susanne nicht verändert hatte. Ich war noch für mich Susanne. Aber für die Menschen, die mich von Außen sahen, die vorher ´ne selbstständige Frau gesehen hatten und nun eine relativ hilflose Frau und auch noch blind... Für die war ich in eine andere Welt eingetreten und ich war auch ne andere Susanne. Ich glaube, das darf man gar nicht unterschätzen. Es sind plötzlich zwei Welten: Die Welt der Behinderten und die der Nichtbehinderten, und ich bin nicht so optimistisch, zu sagen, dass man das einfach angleichen könnte, oder man kann es wahrscheinlich angleichen, aber man kommt nie von einer in die andere Welt, es sei denn, man macht die Erfahrung beider Welten. Das ist das eine. Aber was blinde Menschen speziell, aber auch andere behinderte Menschen oft sind für die, die sich für nicht behindert halten, das ist schon eine Projektionsfläche; ne Projektionsfläche für eigene Ängste. Und mit dem was einem Menschen Angst macht, wovor er sich fürchtet, da setzt er sich nicht gern mit auseinander, und geht dann lieber weg, oder verlässt dann einen solchen Menschen.“

Thomas Dörken-Kucharz: „Ja, als behinderte, als blinde Person ist man natürlich viel auf fremde Hilfe angewiesen. Und die Bibel, besonders Paulus, fordert uns auf mit Jesu Worten,: „Geben ist seliger als Nehmen.“ Mir hat ein Rollstuhlfahrer einst gesagt, dass der Satz für ihn falsch ist, denn „Nehmen sei seliger als Geben“, weil es viel schwerer ist, ständig Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen als selbst zu helfen. Wie ist das für Sie?“

Susanne Krahe: „Ich muss da dem Rollifahrer zunächst mal Recht geben. Es ist ein schwieriger Lernprozess, aus einer Selbstständigkeit in eine ziemliche Hilflosigkeit zurück zu sinken. Auch gerade, wenn man vielleicht ein relativ stolzer Mensch war, sich sehr unabhängig gefühlt hat, und wenn dann dieser Teil, diese Möglichkeiten des Lebens dann einfach verloren gehen, man eben doch sehr auf Hilfe angewiesen ist, dann muss man lernen, dass das ja nicht unbedingt eine Erniedrigung bedeutet. Ich hab auch lange gebraucht, bis ... bin heute nicht mehr der Meinung, dass das eine Erniedrigung ist, aber ich habe Zeit gebraucht. Auf der anderen Seite möchte ich eigentlich diesen Kollegen, den Rollifahrer auch fragen: Ist es denn wirklich so, dass Menschen im Rollstuhl, oder auch blinde Menschen, nichts geben? Ich wage das zu bezweifeln. Wir nehmen nicht nur. Wir haben auch ´was zu geben.“

Thomas Dörken-Kucharz: „Liebe Hörerinnen und Hörer, sie hörten in der Sendung „Feiertag“ ein Gespräch mit der blinden Schriftstellerin Susanne Krahe über Ihre Autobiographie: „Der Geschmack von Blau: Was ich weiß, seit ich nichts mehr sehe.“ Erschienen 2011 im Neukirchener Verlag. Das Buch kostet 16,90 €. Liebe Frau Krahe, herzlichen Dank für das Gespräch! Ihnen und allen Hörerinnen und Hörern wünsche ich einen gesegneten Sonntag!“

Musik dieser Sendung:

1 Astor Piazzolla, Novitango.

2 Astor Piazzolla, Libertango.

3 Astor Piazzolla, Cite Tango.

Anmerkung:

Das Manuskript kann in einigen, kleineren Details von dem realen Gespräch abweichen.

Buchhinweis: Susanne Krahe, *Der Geschmack von Blau: Was ich weiß, seit ich nichts mehr sehe.*
Autobiografie

Verlag: Neukirchener, 2011, 264 Seiten, € 16,90.